Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 98 (1972)
Heft: 17

Rubrik: Briefe an den Nebi

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kein Volltreffer

Im Nebelspalter Nr. 13 weist Herr Pfr. H. Bertschinger, Zürich, darauf hin, daß 20 der «berühmten» 32 Pfarrer in Kantonen tätig seien, in denen «Kirche und Staat getrennt sind». Mit dieser Behauptung hat Pfr. Bertschinger keinen Volltreffer erzielt. Die Finanzen der Genfer Kirche waren während der Trennung so zerrüttet, daß die Pfarrer nur vollständig ungenügende Gehälter bezogen und kein Geld für die nötigsten Reparaturen an den Gebäuden vorhanden war.

Die kirchlichen Instanzen sahen 1945/46 keine andere Lösung, als an den Staat zu gelangen, um die steuerliche Veranlagung und den Einzug der Kirchensteuer durch die kantonale Steuerverwaltung vornehmen zu lassen. Nicht Ritter Schorsch, sondern Herr Pfr. Bertschinger hat tüchtig daneben gestochen. Die Genfer Kirche wäre ohne die staatlichen Krücken wahrscheinlich längst an den Bettelstab geraten. Nüt für unguet, Herr Pfarrer! *C. G., Biel*

Ohne Herz

Lieber Nebi!

Ich habe die Polemik Andreas Fischer contra Albert Ehrismann in Deiner Nr. 15 gelesen. Ich bin von Natur aus ein fröhlicher Typ, wer aber beim heutigen «Hochstand» der Menschheit noch unbeschwert fröhlich und ein Optimist sein kann, der kann sein Herz nicht mehr in Heidelberg verlieren, denn er hat keines. *E. Jucker, Zürich*

Türkentauben im Schußfeuer

Sehr geehrter Herr Schnetzler!

Der Ruf der Türkentaube heißt nicht «Guruguru» wie Sie in Nr. 10 schrieben, sondern «Hu-Huuu-Hu» mit Betonung auf der Mittelsilbe. Sie haben offenbar im falschen türkischen Wörterbuch nachgeschlagen. Es handelt sich hier tatsächlich keineswegs um die gemütlichen Gurrlaute der Haustauben, sondern im Gegenteil um einen durchdringend lauten Lockruf, dessen ausdauernde Monotonie die Nerven reizt, die Kranken am Wiedereinschlafen verhindert und die geistig Arbeitenden auch tagsüber in ihrem Gedankengang stört.

Nicht allein die Zürcher Bevölkerung leidet unter diesem Lärm. Ein Reisender aus dem Fernen Osten erkundigte sich unlängst nach verbrachter Nacht in unserem Lande: «Von was kommt dieses lästige Hupen, das ich den ganzen Morgen hörte?» Es war ein Türken-Täuberich! Ein amerikanisches Ehepaar folgte im letzten September dem Slogan «Reise durch Europa, raste in der Schweiz» und fuhr von Kloten mit einem Mietwagen direkt an den Bodensee, um sich dort in einem Strandhotel einige Tage zu erholen. Aber schon am nächsten Morgen begann um 5 Uhr das Hupkonzert der Türkentauben, setzte sich den Vormittag über fort, so daß die Reisenden am Mittag das Zimmer aufgaben, um die restlichen Tage mitten im Verkehrslärm von Zürich zu verbringen, wo sie sich gut ausschlafen konnten.

Auch in der Calvinstadt ist das Gleichgewicht im Taubenbestand durch das Auftreten dieser neuen Taubenart gestört. Die Behörden Genfs haben zum Teil aus diesem Grunde das Füttern aller Tauben verboten, es sei denn, man kaufe beim Drogisten die speziellen empfängnisverhütenden Körner.

Nicht nur der Regierungsrat des Kantons Zürich hat die Jagdberechtigten aufgefordert, den Bestand der Türkentauben zu vermindern, sondern der Bundesrat hat den Abschuß dieser neuen Vogelart auf dem ganzen Gebiete der Schweiz legalisiert. *«Menschenschutz»* kommt vor Tierschutz.

G. Faber-Odermatt, Zürich

Es ist allerhöchste Zeit

(Zum Bild Gloor in Nr. 15)

Gut gemacht, Herr Gloor! Ein Bild, das für unsere heutige Generation bestimmt ist und ernste Wahrheit vor Augen führt. Wenn eine kleine privilegierte Gesellschaft wie Aasgeier nach allen irdischen Gütern greift, werden auch bald die letzten Menschen vergeblich ihre Hände ausstrecken nach dem letzten übriggebliebenen Lebewesen und dem letzten Blümlein, das Sie so schön in die Oase plaziert haben.

Sind wir alle nicht auch schuld an dieser Zerstörung? Folgen wir nicht blindlings den Anordnungen dieser kleinen privilegierten Gesellschaft, aus Angst, wir müßten auf die einen oder anderen Genüsse verzichten? Dabei übersehen wir, oder wollen es nicht wahrhaben, daß die Allgemeinheit immer ärmer wird. Die schleichende Inflation zwingt Mütter und ältere Leute mitzuarbeiten, damit Lebensunterhalt und Wohnmöglichkeit gesichert sind.

Es ist allerhöchste Zeit, daß wir einsehen, der heutigen, von einer kleinen Gesellschaft forcierten überhitzten Konjunktur Einhalt zu gebieten.

Gottl. Heller, Zürich

«Hexenjagd»

Lieber Herr Heinrich Suso Braun!

Warum in Ihrem Brief (Nebi Nr. 15) an Herrn fritz p. schaller so humorlos? Warum Ihr Exkurs betr. Timor Domini? Es ging hier weder um Latein noch um ein Zitat aus der Hl. Schrift, sondern doch ganz einfach um eine sehr intolerante Zeitung. Wenn also jemand die Gottesfurcht mißbrauchte, dann die Herausgeber dieser so gar nicht biblischen Schrift. Kein Mensch hat ein «Schriftwort zum Gegenstand einer saloppen Witzelei gemacht».

In Harnisch zu geraten ist weder den Nerven noch einem fruchtbaren Gespräch innerhalb der Kirche zuträglich. Der Stil Ihres Briefes entspricht so ganz und gar nicht demjenigen Ihres berühmten Namensvetters, der doch ein Leben lang für Toleranz, Humor und Gesprächsbereitschaft predigte. Oder hat er vielleicht seine Auffassungen geändert? Das allerdings wäre zu bedauern.

Mit freundlichen und ein wenig boshaften Grüßen von einem, der den Fall Pfürtner ebenfalls unter «Hexenjagd» einreiht.

Ad. Stadelmann, Pfarrer, Luzern

«Meine Bibliothek erlaubt es mir, im Leserbrief praktisch die Gesamtheit der in der Weltpresse erscheinenden Artikel zu widerlegen!»

Erleben wir die Zukunft?

Wohl die meisten Menschen denken, wenn überhaupt noch, bei Gesprächen über die Gestaltung der Zukunft eher an eine Mehrung der Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten als an die Erhaltung oder gar Verbesserung der Lebensbedingungen.

Nach einer TV-Sendung über Umweltschutz kam mir der ketzerische Gedanke, wie das z. B. wäre, wenn in der Stadt Zürich 100 000-Einmann-Autofahrer ohne Statusverlust auf das Velo umsteigen würden. Wäre natürlich viel zu schön, wird aber kaum möööööglich sein.

Wir haben uns, durch den an sich begrüßenswerten «höheren» Lebensstandard, eine Reihe von Problemen geschaffen, die uns langsam aber sicher den Lebensraum streitig machen und die Lebensbedingungen erschweren. Dazu kommt der Wohlstandsnachholbedarf, der eine neue Herausforderung an die Technologie bedeutet.

Der Bedarf an elektrischer Energie kann bald durch die bestehenden thermischen und Wasserkraftwerke nicht mehr gedeckt werden. Man spricht heute deshalb von der Erstellung mehrerer Atomkraftwerke. Abgesehen von den Unsummen, die Bau und Unterhalt solcher Kraftwerke verschlingen, sind die Konsequenzen von noch größerer Tragweite. Wir haben heute schon Mühe genug mit unserm Wohlstandsmüll. Was machen wir aber mit den immer noch radioaktiven Abfällen dieser Kernkraftwerke, von denen bis heute noch kein Mensch weiß, wie sie gefahrlos beseitigt werden können? Sollen wir unsern ohnehin schon gefährdeten Lebensraum noch mehr gefährden, nur damit wir u. a. mit einer elektrisch betriebenen Bürste die Zähne putzen können? Oder gedenkt jemand mit diesen Abfällen die Bevölkerungsexplosion abzubremsen oder diese mit kaum bezahlbaren Raketen in den Weltraum zu schießen?

Wir könnten natürlich auch punkto Stromverbrauch etwas mehr Vernunft walten lassen, aber das ist wohl eine unvernünftige Zumutung. Das Vordringlichste ist wahrscheinlich, wenn wir uns bei der Psychiatrie ein Rezept erstellen lassen. Oder weiß jemand etwas Besseres?

Jb. Hatt, Zürich

Was tun Sie, wenn ...

Lieber Herr Telespalter!

Am Schweizerwesen soll die Welt genesen. Ihr Aufsatz «Reden Sie Deutsch?» in Nr. 14 zeugt von den Erfahrungen, die Sie im Ausland gemacht haben, so zwischen Lindau und Lörrach. Mit Ihrem Züritüütsch, wie Sie es schreiben und reden, erobern Sie alle Herzen im Sturm und werden verstanden bis nach Tübingen und Stuttgart. Dies ist auch nicht verwunderlich, denn mundartliche Gewohnheiten halten sich beharrlich in der Volkssprache und überdauern oft alle politischen Verschiebungen.

In ottonischer Zeit war Zürich die Metropole Oberschwabens. Eidgenossen hat es damals leider noch keine gegeben und auch keine Rösti. Das war traurig, und gepflegt schwätzen konnte man bloß auf Lateinisch. Wenn wir heute zusammensitzen in der Colonia Rauracorum bei Markgräfler oder Elsässer oder Fendant und unterhalten uns zwanglos und vergnüglich, wie uns der Schnabel gewachsen ist, oft auch spritzig mit einem scharfen Schuß dazwischen, dann

empfindet keiner den Verlauf der Grenzen und keiner fühlt sich als Fremder, wo nun der Zufall uns auch zusammengeführt haben mag.

Was aber, Herr Telespalter, tun Sie, wenn Sie einen Norddeutschen aus Celle oder Emden zum Gesprächspartner haben, oder gar einen Dänen, der mühsam Deutsch gelernt hat. Bimeich immer Züritüütsch, auch wenn keine Verständigung möglich ist, denn ein Norddeutscher braucht zirka vier Wochen intensiven Hörens, um etwas Zugang zu unserem Dialekt zu bekommen.

Ich glaube, es ist besser, man hält es mit Gottfried Keller und paßt sich an, soweit es die Umstände erfordern. Festhalten am Dialekt ist gut, aber wer daraus eine Manie macht, der deckt seinen eigenen Minderwertigkeitskomplex auf.

Werner Falke, Basel

Unter Naturschutz stellen

Lieber Nebi!

Um es gleich vorwegzunehmen: Abonnements sind mir normalerweise ein Greuel. Es war bisher eine meiner wenigen Freiheiten, jede Woche zum Kiosk zu gehen und eine Zeitschrift auszuwählen. Da nun aber diese seit gut sieben Jahren «Nebelspalter» heißt, glaube ich, Grund genug zu haben, ein altes Prinzip für einmal zu brechen.

Leider habe ich nicht soviel Phantasie wie die vielen Leserbriefe-Schreiber, welche es verstehen, mir die Worte aus dem Mund zu nehmen. Dennoch möchte ich mich persönlich für alles bedanken, was Du mir bisher an Weisheit und Witz gegeben hast. Vergeblich habe ich während meiner Auslandjahre in Paris und London nach einer ähnlich guten und überzeugenden Zeitschrift Ausschau gehalten; einer Zeitschrift, die es versteht, auf so treffende Weise und immer mit dem richtigen Maß Zeitkritik zu üben.

Besonders hervorheben möchte ich, daß es mir großen Eindruck macht, daß Du, lieber Nebi, es nicht nötig hast, für einen guten Ab- und Umsatz mittels Sex-Doping zu sorgen. Meine 25 Lenze dürften dafür sprechen, daß ich dies nicht aus Prüderie sage, sondern weil ich überzeugt bin, daß Dein diesbezüglicher Verzicht für Dein wirkliches Niveau spricht und Deine Anliegen um so glaubhafter macht. Ich finde Deine Satire im Gegensatz zu der Deiner ausländischen Konkurrenten immer aufbauend, da sie weder unbegründet noch taktlos oder gar brutal oder einseitig ist. Ich möchte fast sagen, daß Du Deiner gesunden Weltanschauung und treffenden Ehrlichkeit wegen fast unter Naturschutz gestellt werden müßtest, damit Du auch unserer Nachwelt so erhalten bliebest.

Ernst Bannwart, Niedergösgen

Sollte das nicht mehr erlaubt sein?

Peter Heisch versucht in Nr. 12 («Brotkorb-Politik») auf eine neue Art, die 32 welschen Geistlichen vor Angriffen in Schutz zu nehmen. Er empört sich darüber, daß man auch Stimmen hört, die vorschlagen, diese «Ungehorsamen» müßten logischerweise aus dem Staatsdienst entlassen werden. Abgesehen davon, daß sich dieses Problem einmal in einer Staatskirche stellt, glaube ich aber, daß auch Peter Heisch in vielen Fällen dieser von ihm angekreideten «Brotkorb-Politik» huldigt.

Wenn ihm nämlich, um ein etwas extremes Bild zu malen, ein Zahnarzt einen Zahn zieht, statt das kleine Löchlein, wie es sich gehörte, auszubohren und anschließend zu plombieren, wird Peter Heisch mit der «Amtsführung» dieses Zahnarztes nicht mehr einverstanden sein. Und was tut er? Er wechselt den Zahnarzt und gibt möglicherweise seine schlechte Erfahrung sogar an Bekannte weiter. Und genau gleich wird Peter Heisch handeln, wenn ihm sein Bäcker immer wieder angebrannte Brote liefert, weil er diese nicht liebt. Ist das keine «Brotkorb-Politik»?

Beim Unternehmer wenden wir also immer wieder diese Brotkorb-Politik an und nennen das Wettbewerb. Sollte aber so etwas beim Arbeitnehmer (auch auf geistiger Ebene) nicht mehr erlaubt sein?

R. Bonjour, Spiegel

Ich bin enttäuscht

Wie können Sie auf der «Seite der Frau» in Nr. 14 den Artikel «Wähle doch das Weib sich einen Aelteren stets ...!» bringen? Ich bin enttäuscht und sogar entsetzt, daß der Nebelspalter einen solchen Artikel annahm. Bitte sorgen Sie dafür, daß «Watschi» auf der Frauenseite nicht mehr zum Zuge kommt. Weitere Kommentare möchte ich nicht machen.

C. Arni, Solothurn

Besorgnis unbegründet

Ernst P. Gerber und Albert Ehrismann möchte ich herzlich danken, daß sie sich solidarisch vor die diffamierte Silvia Schmassmann stellen. Bei ihren früheren Artikeln – besonders demjenigen über Schwangerschaftsunterbrechung – schlich sich bei mir die leise Besorgnis ein, sie könnte wirklich eventuell etwas links stehen. Sie hat sich nun aber in ihrem Artikel «So kann es nicht weitergehen» in Nr. 10 so vehement und unzweideutig auf die Seite Christi, für seine Botschaft und für das Lesen der richtigen Bibel eingesetzt, daß meine Bedenken verflogen sind wie der Nebel vor der Morgensonne. Deshalb verdient sie auch, daß man sich für sie einsetzt.

F. Baumann, Hirzel

Engagierte Theologie?

Moderne Theologie ist kritische, engagierte Theologie. Sie ist nicht Dienerin etablierter Mächte. Im Gegenteil, sie hat es erkannt und ausgesprochen: Unsere überkommenen Ordnungen und Institutionen sind nicht solche des Rechts, sondern solche des Unrechts. Mindestens im Westen.

So verkündete jüngst der «Arbeitskreis Kritische Kirche» in seinem «Bieler Manifest», die Armee mische sich in die Innenpolitik ein, sie sei ein Herd rechtsextremer Indoktrination und durchkreuze alle Bestrebungen zur Erreichung besserer sozialer Gerechtigkeit.

Engagierte Theologen gibt es auch außerhalb dieses Arbeitskreises. Gemäß einem Bericht in der sozialistischen Wochenzeitung «Le Peuple valaisan» hat der bekannte, für den Frieden engagierte Katholik Abbé Lugon aus Sitten erkannt, daß die Deutsche Demokratische Republik ein «starker, geordneter und friedlicher Staat» sei. Bedauerlich sei, daß die Schweiz diesen Staat nicht anerkenne. Diese Feststellung machte der engagierte Gottesmann anläßlich eines Besuches in Ostberlin, knapp drei Jahre nachdem die Armee dieses Staates mitgeholfen hatte, das Volk der Tschechoslowakei vor dem «humanen Sozialismus» zu bewahren. Zur Zeit, als Abbé Lugon derart erleuchtet wurde, schoß übrigens die Volkspolizei der Deutschen Demokratischen Republik mit gutem Treffererfolg auf flüchtende Bürger. In die Schweiz zurückgekehrt, erkannte dann der «kritische» Theologe, daß unsere Armee ein Instrument etablierter Mächte sei. Ihr Einsatz richte sich in erster Linie gegen Arbeiter, Bauern und Studenten. Das bewog ihn dann auch, zusammen mit andern Priestern und Pfarrern in einer Eingabe an das EMD dieser Armee seinen Dienst zu kündigen.

Was soll man zu solchen Erkenntnissen sagen? Engagierte Theologie? Wohl kaum. Eher: *Blinde* Theologie!

Walter Gemsch, Maienfeld

«Information statt Emotion»

Aehnlich wie bei uns kümmern sich auch in andern Ländern – spät genug! – Oeffentlichkeit, Behörden und Wissenschaft um den «Umweltschutz» mit allem drum und dran. In der Bundesrepublik Deutschland wurden im Jahre 1969 über dieses Thema etwa 100 Arbeiten veröffentlicht; 1970 waren es etwa 17 000, und im vergangenen Jahr dürfte sich die Zahl mindestens verdoppelt haben.

Leider – behauptet ein Film «Die gelbe Fahne» – werde der Kampf gegen die Verschmutzung von Himmel, Erde, Luft und Meer oft «von Emotionen geschürt». Emotionen sind Gemütsbewegungen. Und unter Emotionen versteht der genannte Film zum Beispiel die Aufregung, die in Holland über eine totale Fischvergiftung im Rhein entstand; dabei sei trotz eifriger Nachforschung überhaupt nie nachgewiesen worden, woher das massenweise ins Wasser geratene Gift stammte ...

Man ahnt es: die «gelbe Fahne» wurde von einem der größten Chemiekonzerne hergestellt und soll auch in der Schweiz gezeigt werden unter der Devise «Information statt Emotion». Man erfährt, wo, wie und mit welchem Erfolg die chemische Industrie mit ganzen Scharen von Forschern, Technikern und auch Unsummen Geldes ihren Ehrgeiz darein setze, damit nicht noch mehr Schaden an Mensch, Tier und Pflanze angerichtet werde. Der Filmtext versteigt sich sogar zur Behauptung, für die enormen Anstrengungen auf dem Wiedergutmachungs-Gebiet habe unsere Generation der chemischen Industrie viel zu danken. Die offensichtlichsten peinlichen Nebenerscheinungen, die durch keine noch so geschickte Information bestritten werden können, sucht «die gelbe Fahne» systematisch zu verharmlosen. Zum Beispiel die gelbe Fahne selbst, die über den Hochkaminen schwebt: Sie sehe viel giftiger aus, als sie in Wirklichkeit sei. Ebenso brauche man sich nicht vor Wasser zu fürchten, das, durch einen chemischen Farbstoff verändert, rot oder gelb durch ein Flußbett rinne; meistens sei es unschädlich. Selbst Gestank in der Luft sei der Gesundheit nicht immer abträglich. Es komme auf die Toleranzgrenzen an, die natürlich nicht überschritten werden dürften. Deshalb wache zum Beispiel im Werk Höchst bei Frankfurt eine riesige Fernsehkamera ständig über die Schlote. Sobald sie Ungutes entdecke, werde Alarm gepfiffen, und die allzeit bereite Werksfeuerwehr rücke aus.

So imponierend sich diese Maßnahmen präsentieren – zur Verbesserung der natürlichen Lebensverhältnisse tragen sie nicht bei. Sie sorgen höchstens dafür, daß sie nicht ganz und gar unerträglich werden. «Die gelbe Fahne», von ihren Propagandisten zum «mutigen Film» deklariert, wirkt auf den Beschauer eher unheimlich als mutig. Denn neben erfolgreichen Anstrengungen läßt er manches ahnen, was ungelöst ist. Zum Beispiel: In welchem Maße das Wasser wieder gesäubert werde, das zur Kühlung und Reinigung dem Fluß entnommen wird. Die allein für die Werke in Höchst entnommene Menge entspricht dem Verbrauch einer Dreimillionenstadt. Oder wohin der giftige Schlamm gelange, der nicht verwertet werden kann. In verlassene Bergwerksschächte? Oder transportiert man ihn nach wie vor ins Meer, das als enorme Abfallgrube unserer Zivilisation mißbraucht wird?

Irène Hagmann, Stäfa

Leser-Urteile

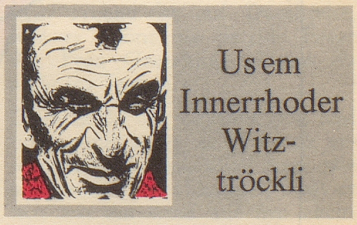
Herzlichen Dank für soviel Lebensfreude, die Sie uns jede Woche vermitteln.

Ch. Inderbitzin, Morschach

*

Der Nebi hat uns in den vergangenen zwei Jahren in den Vereinigten Staaten jede Woche großartig unterhalten. Seine Aktualität hat auch trotz der vier- bis sechswöchigen Ueberfahrt überhaupt nicht gelitten. Wir werden Ihnen nach unserer Rückkehr die neue Adresse in der Schweiz mitteilen und freuen uns schon jetzt, den Nebi dann wieder zu lesen. Ihre Mitarbeiter sind alle hervorragend. Ganz besonders aber freuen uns die Meisterwerke, welche Horst jede Woche schafft. Wir hoffen, daß er noch lange Zeit zum Nebi-Mitarbeiterstab gehören wird.

J. Brunner, Elmhurst (Illinois)



Is Pfarers Garte hets en wonderbar schöne Chriesibomm gchaa. D Dorfbuebe hend demm eppenemol e Bsüechli abgstattet. Emol het de Pfarer grad enn verwütscht. Er het em e föcheligi Standpredig gchaa ond zletscht gsäät: «Chöscht, Seppli, was gets also, wemmer Chriesi stehlt?» – «s Abfüere, Herr Pfarer!»

Hannjok